

Predigt 9. n. Trinitatis 01.08.2021 – Lukas 17, 11-19

11 Auf seinem Weg nach Jerusalem zog Jesus durch das Grenzgebiet von Samarien und Galiläa. 12 Kurz vor einem Dorf kamen ihm zehn Aussätzige entgegen; sie blieben in einigem Abstand stehen 13 und riefen laut: „Jesus, Meister, hab Erbarmen mit uns!“ 14 Jesus sah sie an und sagte zu ihnen: „Geht und zeigt euch den Priestern!“ Auf dem Weg dorthin wurden sie gesund. 15 Einer von ihnen kam zurück, als er sah, dass er geheilt war. Er pries Gott mit lauter Stimme, 16 warf sich vor Jesu Füßen nieder und dankte ihm. Dieser Mann war ein Samaritaner. 17 Jesus aber sagte: „Sind denn nicht alle zehn gesund geworden? Wo sind die anderen neun? 18 Ist es keinem außer diesem Fremden in den Sinn gekommen, zurückzukehren und Gott die Ehre zu geben?“ 19 Dann sagte er zu dem Mann: „Steh auf, du kannst gehen! Dein Glaube hat dich gerettet.“

Auf dem Weg irgendwohin, auf der Reise, draußen. Unterwegs. Sind jetzt viele.

Natürlich ist die Sommerzeit Reisezeit. Urlaub. Die Menschen lassen sich nicht festbinden. Es drängt sie danach, immer wieder und immer weiter hinaus zu gehen, zu Fuß, per Rad, mit Fahrzeugen. Dass Menschen sich bewegen, voneinander fort oder gemeinsam in eine Richtung, bestimmt ihre gesamte Wesensart. Nomaden seit ihrem Ursprung. Auf zwei Beinen gehend erfunden und gebaut, um im hohen Gras der Savanne den Überblick zu behalten. Sehen, wer kommt. Sehen, was kommt. Was auf einen zukommt. Die Menschen lassen sich nicht festbinden. Wollen die Fessel sprengen.

Die auferlegten Einschränkungen, fallen immer schwerer, Auflehnung, Feindschaft greifen um sich. Abstand halten, Kontaktbeschränkungen. Das war und ist ein so wesentlicher

Eingriff in die gewohnte Lebensweise, dass es noch lange nachwirkt, immer wieder Erklärung und Deutung verlangt.

Auf dem Weg irgendwohin, auf der Reise, draußen. Unterwegs. War Jesus. Der jüdische Wanderprediger.

Von einem Dorf zum anderen, von besonderen markanten Orten zu anderen. Anlaufstelle. Unterwegs zu Menschen. Sein Ziel war die Heilige Stadt. Der Tempel auf dem Zionsberg in Jerusalem. Ziel seiner Reise. Ziel seines Lebens. Noch unterwegs dorthin.

Auf seinem Weg nach Jerusalem - zog Jesus durch das Grenzgebiet von Samarien und Galiläa. 12 Kurz vor einem Dorf kamen ihm zehn Aussätzige entgegen; sie blieben in einigem Abstand stehen.

Ein Grenzgebiet wird zum Schauplatz. Grenzen ziehen ist wichtig. Mitunter mühsam und unangenehm. Grenzen schränken ein. Die Grenze zwischen gesund und krank erlangt in der Geschichte besondere Bedeutung. Der Abstand zieht diese Grenze.

Schon wieder dieser Abstand. Es lässt sich ein Bogen in die heutige Situation schlagen.

In Abstand stehen bleiben. Zum Stillstand kommen.

Genau das war's. Genau das ist's. Der Stillstand als Warnung. Die durch ihre Hautkrankheit zum Außenseiter-Dasein Verdammten kennen es nicht anders. Sie müssen auf Abstand bleiben, um andere zu schützen. Ihnen wurde es einfach verordnet. Ihr seid krank. Ihr bleibt draußen. Ihr habt zu warnen, wenn ihr kommt. Besonders bitter diese Auflage.

Denn die Kranken weisen mit der Warnung vor sich selbst alles das zurück, was sie so dringend brauchten: menschliche Nähe und Kontakt. Zuwendung. Beistand. Sie wagten es ...

und riefen laut: „Jesus, Meister, hab Erbarmen mit uns!“

Ja, erbarmungswürdig war und ist dieser Zustand weiß Gott. Was derartige soziale Isolation konkret bedeutete! Die Aussätzigen durften keinen Gesunden berühren, und sie selbst waren „Unberührbare“. Die Angst vor Ansteckung saß tief, beherrschte selbst die Angehörigen.

Niemand näherte sich. Man winkte höchstens von ferne. So wurde der Kranke zum Abgeschnittenen, fern vom Leben, der sich als Versager und Verlierer fühlen musste.

Diese Menschen zu Jesu Zeiten erlebten nicht nur die Wucht der Isolation. Sie fühlten sich von Gott geschlagen und bestraft, waren überzeugt, ihre Krankheit sei die Folge schwerer Schuld. Verfehlungen in der Familie oder die eigenen hätten sich für jeden erkennbar am eigenen Leib niedergeschlagen. Sie seien von Gott Geschlagene. Diese Sorte Leute nun muss irgendwie erfahren haben, dass bei Jesus manche Dinge anders laufen. Deswegen kommen sie ihm entgegen. Aufgewühlt. Voller Hoffnung. Voller Angst.

Auf dem Weg irgendwohin, auf der Reise, draußen. Unterwegs. Zu Jesus. Gott rettet – so lautet sein Name. Denn er stellt sich den Grenzen, der Einsamkeit, der tief im Innern schwelenden Schuld entgegen. Mutig. Lebendig. Stark. Jesus sieht das Elend vor seinen Augen und stellt sein Wort dagegen.

Jesus sah sie an und sagte: „Geht und zeigt euch den Priestern!“

Keine Heilungsformel, kein magisches Handauflegen, sondern die Aufforderung zum Richtungswechsel.

Auf dem Weg irgendwohin, auf der Reise, draußen. Unterwegs. Zu den Priestern. Wenn der Ausbruch der Krankheit religiöse Hintergründe hat, ist es folgerichtig, dass die Gelehrten am Tempel auch die Überwindung der Krankheit feststellen müssen. Lukas, wohl selbst ein Arzt, durchbricht allerdings den Erwartungshorizont, in dem er die Aussätzigen gar nicht erst bei den Tempeldienern ankommen lässt – er berichtet von den Aussätzigen: **Auf dem Weg dorthin wurden sie gesund.**

Damit könnte die Geschichte ihre Bewandnis haben. Zehn arme Teufel erleben unspektakulär und unter Ausschluss der Öffentlichkeit, dass eine Stimme zu ihnen spricht, ein barherziges Herz sich ihnen öffnet, dass ihr Leben sich ändert. Er-leben Jesus – Joshua Gott rettet. Und gut.

Doch es ist noch nicht zu Ende. Denn:

Einer von ihnen kam zurück, als er sah, dass er geheilt war. Er pries Gott mit lauter Stimme, warf sich vor Jesu Füßen nieder und dankte ihm. Dieser Mann war ein Samaritaner.

Das vermutete Ende ist darum noch kein Ende, weil das Entscheidende fehlt. Egal wie schwer und egal wie viele Ereignisse im Leben mich durchrütteln, es braucht ein Einverständnis damit. Und dieser namenlose Samaritaner ist beispielhaft einverstanden mit dem, was an ihm geschieht.

Das zeigt sich darin, dass er nicht einfach den neuen offenen

Weg als Flucht aus seinem Gestern begreift. Er geht noch einmal die Strecke ab. Führt sich innerlich vor Augen, wie schlimm das alles war, lässt alte Schmerzen, alte Tränen nochmal zu. Und er gesteht: Was gut geworden ist, in seinem Leben, wieder gut geworden, hat er nicht sich selbst zuzuschreiben. Er verdankt es dem, der die Gelegenheit zum Richtungswechsel gibt.

Und der Dank schlägt eine Brücke. Der Dank ist die Brücke, über die das Gute, das in das Leben des kranken Samariters hineingekommen ist, auch den Weg zurückfindet. Zu anderen. Neues Leben durch Dankbarkeit – nicht nur dem Geheilten, sondern vielleicht vielen, denen er später begegnen, denen er von seiner Begegnung mit Jesus erzählen wird. Und glücklich dabei sein wird. „Nicht die Glücklichen sind dankbar. Es sind die Dankbaren, die glücklich sind.“ Hat Francis Bacon, der englische Philosoph, erkannt.

Es sollte eigentlich ganz einfach sein. Doch der Zweifel an der Dankbarkeit wird in der Geschichte von den Zehn Aussätzigen schon genannt. Wir geradezu zum Hauptmotiv.

Jesus aber sagte: „Sind denn nicht alle zehn gesund geworden? Wo sind die anderen neun? Ist es keinem außer diesem Fremden in den Sinn gekommen, zurückzukehren und Gott die Ehre zu geben?“

Dann sagte er zu dem Mann: „Steh auf, du kannst gehen! Dein Glaube hat dich gerettet.“

Die Rettung besteht darin, dass der Geheilte Jesus vertraut. Der ist ihm mit Verständnis begegnet, hat die Schwere seiner Not und Einsamkeit mit ihm geteilt und entlässt ihn wieder

auf den Weg ins Leben.

Manchmal reicht **ein** Anstoß, um Rettung zu bringen. Ein Impuls, der mir zeigt, was ich kann. Ein Signal, das dem Leben die neue Wendung gibt. Aufstehen und gehen. Wer daran glaubt, der ist gerettet. Auf dem Weg irgendwohin, auf der Reise, draußen. Unterwegs. Das sind wir. Unterwegs zu den Momenten, das Danken zu lernen. Zu üben.

Ein jüdischer Rabbi wurde einmal gefragt, warum denn die Israeliten bei ihrem Zug durch die Wüste immer nur so viel Manna fanden, dass es für einen Tag reichte; warum kam nicht Manna für ein ganzes Jahr auf einmal herab?

Der Rabbi antwortete mit einem Gleichnis:

"Ein König hatte einen Sohn. Er setzte ihm seinen Unterhalt für das ganze Jahr fest, und der Sohn begrüßte das Angesicht seines Vaters nur einmal im Jahr. Da machte sich der Vater auf und setzte den Unterhalt des Sohnes für jeden Tag einzeln fest. Dafür begrüßte der Sohn das Angesicht seines Vaters von nun an täglich.

Und der Rabbi fuhr fort: "Der Dank gerät leicht ins Vergessen, wenn er nicht täglich geübt wird!"

Amen.